Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 553. **Donnerstag** den 29. October 1896. **90. Jahrgang.**

Bismarck's neuester „Streich".

* Die Mehrheit des deutschen Reichstags, die dem Fürsten Bismarck Gruß und Glückwunsch an seinem 80. Geburtstage versagte, hat Ursache, zu triumphiren. Wenn man die Auslassungen der deutschen Presse über die vielbesprochenen neuesten „Enthüllungen" der „Hamb. Nachrichten" überblickt und von den Zeitungen auf die ihnen nahe stehenden Abgeordneten schließt, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß dem Fürsten heute der Reichstag mit noch größerer Mehrheit Gruß und Glückwunsch bei ähnlicher Gelegenheit versagen würde. Selbst Blätter, die jene Verweigerung als eine Schmach für die deutsche Nation bezeichneten, unterscheiden sich jetzt nur in der Tonart von der ultramontanen „Köln. Volksztg." die ihrem alten Bismarckhasse folgenden Ausdruck giebt:

„Was hat Fürst Bismarck mit der von ihm veranlaßten „Enthüllung" der „Hamburger Nachrichten" gewollt? Anscheinend wollte er lediglich dem Hasse gegen seinen Nachfolger in der Reichskanzlerschaft wieder einmal Luft machen. Was hat er damit erreicht? Daß immer weitere Kreise zu der Ueberzeugung gelangen, es sei selbst im Interesse unserer auswärtigen Politik geboten und höchste Zeit gewesen, ihn zu beseitigen. Wenn der erste Kanzler des deutschen Reiches in seiner Verläßlichkeit so fortfährt, wird es ihm allem Anscheine nach gelingen, den Nimbus, welcher seinen Namen in den Augen Vieler noch umgiebt, vollständig zu zerstören."

Selbst die freiconservative „Post", die anerkennt, daß, wenn Fürst Bismarck die Enthüllung der „Hamb. Nachr." veranlaßt hat, das Motiv sicherlich die „Sorge um die Bewahrung Deutschlands vor Kriegsgefahr" und die Absicht war, „selbst auf die Gefahr von Mißdeutungen hin ein für Jedermann weit sichtbares, warnendes Fanal anzustecken" — selbst die „Post" glaubt diese Enthüllung „lebhaft bedauern" zu müssen, weil sie „nach innen und nach außen nur geschadet" habe. Also auch für dieses Blatt ist Fürst Bismarck ein urtheilsloser Greis geworden, der trotz aller löblichen Absichten nach innen und nach außen Schaden stiftet und Gefahren über das Vaterland heraufbeschwört. Es fehlt nichts weiter, als daß auch in der „nationalgesinnten" Presse die Versetzung des Schmiedes der deutschen Kaiserkrone in Anklagezustand wegen Landesverraths oder mindestens der Wiederabdruck der sog. Steckbrief-Depeschen des Grafen Caprivi im „Reichsanzeiger" gefordert wird. Vielleicht erleben wir es noch in der bevorstehenden Reichstagssession, daß zur größeren Ehre des deutschen Volkes ein solcher Antrag eingebracht und angenommen wird! Und wie steht es in Wahrheit um den „Schaden" aus, den Fürst Bismarck nach innen und nach außen angerichtet haben soll? Beginnen wir mit dem angeblichen „äußeren" Schaden.

Am meisten hat man in Oesterreich-Ungarn geschrien, als ob man dort keine größere Sehnsucht gehabt hätte, als die, Rußland zu bekriegen, und als ob man jetzt mit Schrecken einsähe, daß Fürst Bismarck einem solchen Beginnen bis zum Jahre 1890 einen Riegel vorgeschoben hatte. Aber schon beginnt man in Wien und in Pest einzusehen, daß dieses alberne Geschrei zu nichts dienen kann, als Oesterreich-Ungarn in übles Licht bei Rußland zu stellen. Das Geschrei verstummt daher und macht vernünftigeren Auslassungen Platz. So schreibt man der Münchener „Allgem. Ztg." aus Wien:

„Im ersten Augenblick fühlte man sich in den Wiener Regierungskreisen peinlich dadurch berührt, daß die Thatsachen von dem Altreichskanzler so nackt und ungeschminkt hingestellt wurden. Und thatsächlich ist dieser Eindruck noch nicht verwunden. Aber man mußte sich erinnern, daß Fürst Bismarck in den Jahren 1886 bis 1890 amtlich und durch die Presse nach allen Seiten hatte verkündigen lassen, daß Bulgarien in die Interessensphäre Rußlands falle und daß Oesterreich-Ungarn nicht auf die Unterstützung Deutschlands zu rechnen habe, wenn es dem Zaren bei dem Griffe nach Bulgarien in den Arm fallen sollte. Das war in der Sache ganz dasselbe, als wenn er dem Wiener Hofe von dem jetzt enthüllten Geheimvertrag Mittheilung gemacht hätte. Von einer Untreue des Kanzlers gegen seine eigene Politik, wie sich der „Figaro" auszudrücken beliebt, ist also keine Rede. Ihr einheitlicher, freilich auch unerbittlicher Charakter tritt dadurch vielmehr in helles Licht: es mag den Leuten etwas grell vorkommen, aber Fürst Bismarck hüllte sich eben nie in das Dämmerlicht schwächlicher Entwürfe. Aber noch ein Zweites sollte in Oesterreich bedacht werden. Nach den geheimen Abmachungen sicherten sich Deutschland und Rußland dagegen, daß eine dritte Mächte „unprovocirt" angegriffen würde: sie versprachen sich für diesen Fall wohlwollende Neutralität. Nun weiß man, daß Oesterreich-Ungarn eine friedliebende conservative Macht ist und daß es ihm nie in den Sinn gekommen wäre, aus Eroberungs- oder anderen Gelüsten über Rußland herzufallen. Fürst Bismarck leistete also ein Versprechen, dessen Voraussetzungen offenbar niemals eintreten konnten. Dagegen heimste der Kanzler eine Gegenleistung von Seiten Rußlands ein, die für das deutsche Reich von höchstem Werth war. Er trat erfolgreich zwischen Rußland und Frankreich und schuf genau die Sachlage, die es den deutschen Heeren 1870 möglich gemacht hatte, vor den Thoren von Paris zu erscheinen."

Und jetzt weiß man ja in Oesterreich-Ungarn auch, daß Graf Caprivi das Assecuranz-Abkommen fallen gelassen hat und daß man also eventuell mit Rußland einen Krieg anbinden kann, ohne die für Rußland wohlwollende Neutralität Deutschlands fürchten zu müssen. Was will man denn in Wien und Pest mehr und welche Ursache hat man dort, nach den Enthüllungen Deutschland und seinem am Ruder befindlichen Reichskanzler weniger freundlich und vertrauensvoll entgegenzukommen?

Und Rußland? Hat das etwa Ursache, dem Fürsten Hohenlohe wegen der Enthüllung zu zürnen? Der jetzige Reichskanzler ist ja nicht Graf Caprivi und hat sein Mögliches gethan, das von diesem gestörte deutsch-russische Einvernehmen wieder zu einem besseren zu gestalten. Wenn nun Fürst Hohenlohe durch die Enthüllung des Altreichskanzlers angetrieben würde, seine Bemühungen um Befestigung dieses Einvernehmens noch zu vermehren, so könnte Rußland aus diesem Antreiben doch nur dann einen Grund zum Mißtrauen gegen die jetzigen Leiter der deutschen Politik schöpfen, wenn diese Leiter taub gegen die Friedrichsruher Mahnungen blieben. Und das hat man doch jedenfalls nicht zu besorgen.

Italien hat bereits kundgegeben, daß es den Lärm nicht begreife, der wegen der Enthüllungen geschlagen worden ist. Das genügt.

In Frankreich beschuldigt man den Fürsten Bismarck, er habe durch seine Enthüllung Mißtrauen zwischen Frankreich und Rußland säen wollen; man begreift an der Seine überdies, daß für Rußland die Verbindung mit Frankreich nur ein letztes Mittel war, nach dem es griff, als das von den „Hamb. Nachr." enthüllte Abkommen mit Deutschland trotz der russischen Initiative von Deutschland nicht mehr erneuert wurde. Freilich weiß man jetzt auch, was man bisher nicht wußte: daß nämlich Deutschland, sofern es von Frankreich allein angegriffen wird, nicht nur die Hilfe Oesterreich-Ungarns nicht fordern darf, sondern auch die wohlwollende Neutralität Rußlands nicht mehr verlangen kann, weil Graf Caprivi eine solche Garantie entbehren zu können glaubte. Aber offenbar freut man sich an der Seine dieser neuen Kenntniß deshalb nicht, weil sie von Bismarck in einer Weise an die Glocke geschlagen worden ist, die wie ein Weckruf durch Deutschland schallt, wie ein Weckruf zur Einsicht in die seit 1890 bedrohlicher gewordene Lage und wie ein Weckruf zur Reparirung des damals gemachten Fehlers. Das begreift man eben jenseits der Seine nicht, daß halb Deutschland diesen Ruf nicht versteht, obgleich er von seinem getreuen Eckart ausgeht; für so blöd hält man in Frankreich die Deutschen nicht, daß sie ihrem Befreier aus dem Elend der Zerrissenheit und Abhängigkeit diesen Ruf mit Undank vergelten!

Und England? Dieses versteht recht gut, daß das von Bismarck eindringlich angerathene Wiedernäherrücken an Rußland zugleich ein Weiterabrücken von dem edlen Albion bedeuten würde. Deshalb das Geschrei der englischen Presse. Aber liegt es denn etwa im Plane der jetzigen Lenker der deutschen auswärtigen Politik, durch Näherrücken an England Rußland noch weiter abzustoßen, als es 1890 durch die Caprivi'sche Ablehnung einer Verlängerung des Assecuranz-Abkommens von 1884 gestoßen wurde? Gewiß nicht. Also kann die Enthüllung der „Hamb. Nachr." auch eine Verschlechterung des Verhältnisses Deutschlands zu England nicht zur Folge haben.

Wo ist denn nun also der nach außen angerichtete Schaden der Enthüllungen? Wir suchen ihn ebenso vergebens, wie den angeblich im Innern angerichteten. Die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit der russenfreundlicheren Politik des jetzigen Reichskanzlers und der persönlichen Bemühungen unseres Kaisers konnte nicht in besseres Licht gestellt werden, als durch die „Enthüllung"; die Mahnung, die Waffen blank zu halten und auch für den denkbaren Fall eines Angriffs Frankreichs auf Deutschland, der weder Oesterreich-Ungarn zu einer bewaffneten Unterstützung des Letzteren, noch Rußland mehr zu einer wohlwollenden Neutralität gegen Deutschland zwingt, sich vorzubereiten, konnte nicht eindringlicher an die deutsche Nation gerichtet werden. Ein Schaden im Innern könnte also durch die Enthüllung nur angerichtet werden, wenn das deutsche Volk und seine Vertretung hartnäckig dem Verständnisse der Bedeutung der Enthüllung sich verschlössen. Dieses Verständniß zu erwecken, anders, als es im „Reichsanzeiger" geschehen ist, ist freilich eine etwas unbequeme Aufgabe für unsere leitenden Staatsmänner, weil mit dieser Aufgabe die Pflicht zusammenhängt, eine schärfere und energischere Polenpolitik als die unerläßliche Voraussetzung eines noch besseren Verhältnisses zu Rußland hinzustellen. Und das könnte das Centrum kränken.

Wahrscheinlich haben die Hintertreppenpolitiker des Centrums größeren Antheil an der Nichterneuerung des deutsch-russischen Assecuranz-Vertrages, als sie eingestehen mögen. Ein schon kürzlich von uns erwähnter Artikel der „Köln. Ztg.", der dem Centrum allerlei schöne Dinge sagte, begann mit den Worten:

„Ein hervorragender Russe führte dieser Tage dem „Rhein. Courier" zufolge gesprächsweise die Thatsache, daß die freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland nicht einen herzlicheren Charakter annehmen, auf den Umstand zurück, daß das Centrum in Deutschland sich eine bedeutende Machtstellung erworben habe."

Die Schutzherrschaft, die das Centrum den deutschfeindlichen Bestrebungen der Polen zu Theil werden läßt, entspringt nicht nur den „deutschnationalen" Gefühlen der Jünger Windthorst's, sondern auch den Empfindungen dieser Politiker gegen Rußland. Und wenn Graf Caprivi eine Erneuerung des Assecuranz-Vertrages ablehnte, so entsprach er damit ebenso den Wünschen des Centrums, wie mit seiner „Versöhnungspolitik" gegen die Polen. Beide Maßnahmen entstammten denselben Motiven: dem Wunsche, das Centrum vor seinen Wagen zu spannen. Dieses hat denn auch

Feuilleton.

Die Schuld des Fürsten Romanskoi.

27] Roman von Conr. Fischer-Sallstein.

Nachdruck verboten.

Die Befürchtungen Lidia's theilt Sofia Andrejewna nicht. Nein, Graf Matscherskoff wird sich niemals eine Kugel durch den Kopf jagen! So nahe, wie die Gesellschaft glaubt, geht ihm der Tod seines Onkels nicht. Niemand weiß das besser, als gerade sie.

Gewiß abgehört das weibliche Wesen, das sich Iljja Andrej aus Indien mitgebracht, seine ganze freie Zeit. Sie wäre also in der Lage gewesen, der Gräfin anzudeuten, wo Iljja Andrej gefunden werden konnte, that es aber nicht, weil sie der Braut, weil sie der sanften Lidia nicht wehe thun wollte.

Und wie sie gealtert war in der kurzen Spanne Zeit! Wie hart ist es doch, eine Braut zu sein, die ihr Glück zu Grabe trägt! Was hat ihr denn das Leben, und was kann es ihr jetzt noch bieten? — Gott sei Dank, daß sie sich von Slekof fortgeflüchtet; die Gräfin Stroganowna mag so lange mit Lidia dort weilen, bis es dem Iljja Andrej gefällig ist, sich dort zu zeigen.

Etwas gebückt wandelt Sofia Andrejewna im Zimmer auf und ab, als suche sie nach irgend etwas, das sie nicht finden kann. Oft bleibt sie mitten im Zimmer stehen, als besinne sie sich auf dies und das, und dann fährt sie wieder unruhig auf, weil es ihr ist, als rausche aus weiter, weiter Ferne die ergreifende Trauermusik zu ihr herüber.

Und doch ist Alles vorbei und liegt hinter ihr, wie ein schwerer Traum. Der feierliche Leichenzug mit seinen Hunderten von Carrossen, seiner Ehrenescorte, seiner Trauermusik, die dem Verblichenen das Geleite bis nach der Gruft auf Slekof gaben, hat sich aufgelöst, um sich vielleicht nie wieder mit einem solchen Glanz auf den einsamen Landstraßen zu zeigen.

Die Blumen sind verwelkt, die Ehrensalven sind verflogen, und Majestät der Zar hat die Orden zurückerhalten. Stepan Wassilitsch Romanskoi gehört nur noch mit all seinen Tugenden, Würden und Fehlern der Erinnerung an.

Nur ein Herz schlägt ihm nach, bis über das Grab hinaus, nur Eine weint ungesehen, bis auch ihr das Auge bricht, es ist Sofia Andrejewna. Aermer, als sie war, damals, wo sie mit dem Schwerverwundeten ihren Einzug hielt auf Slekof, ging sie wieder weg, nichts ließ ihr Stepan Wassilitsch von all seinem unnützen Reichthum zurück, als einen Ring.

Und mit diesen Errungenschaften steht sie vor der Pforte jener Altersgrenze, in der die Haare bleichen, nähert sie sich dem Herbst des Lebens, ohne Ernte halten zu können. Und wie reich sie war an hinreißender Schönheit, Tugend und Herzensgüte, mit der göttlichen Barmherzigkeit ging sie Hand in Hand, um selbstlos die Wunden zu heilen, welche die Menschen sich geschlagen im wüsten Streit; welche Saaten hat sie gesäet und nichts geerntet!

Sofia Andrejewna empfindet schmerzliches Stechen an den Schläfen. Jedes Haar auf dem Kopfe thut ihr weh. Sie rollt sich das goldige Haar auf und setzt sich auf einen Stuhl und möchte am liebsten nichts mehr denken. Wie hatte sie sich bei den Beisetzungsfeierlichkeiten nach einem ruhigen Winkel gesehnt, in dem sie mit ihrem Leid allein, ganz allein sein könnte, und nun, nachdem sie das Ziel erreicht, drückt diese Einsamkeit sie nieder.

Es ist ihr, als habe sie ein fürchterlicher Sturm auf eine öde Insel verschlagen, sie liegt wie hilflos am Ufer und blickt über das große Wasser herüber nach dem Festlande. Und alle Die, die der verlassenen Braut die Hand gedrückt, die ihr Geschick beklagt und sie mit schönen und frommen Worten, die ja unter Umständen so billig sind, zu trösten versucht, promeniren am Ufer des Festlandes umher, und Niemand denkt daran, sie herüberzuholen.

Du lieber Gott, für die Gesellschaft ist Stepan Wassilitsch todt und mit ihm auch seine Braut, Sofia Andrejewna. Das ist der Lauf der modernen Welt; sie ist nicht undankbar, aber sie vergißt, — Gedächtnißschwäche ist die Signatur der Zeit.

Ein Hotelkellner, derselbe Deutsche, welcher sich schon um Stepan Wassilitsch Romanskoi verdient gemacht, tritt ins Zimmer.

„Ich habe nicht geklingelt", redet ihn die Petuschkiwna an und ist über das Erscheinen des Mannes erstaunt.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich wollte Ihnen nur ein Anliegen vortragen. Es ist eine Bäuerin im Hotel, vielleicht ist es auch eine Kaufmannsfrau, denn sie spricht sehr gebildet, man kann sich in solchen Fällen sehr leicht täuschen."

Unwillkürlich dachte Sofia Andrejewna an das Mütterchen Jasmorin's und richtete sich vom Stuhle auf.

„Fahren Sie fort", sagte sie zu dem Kellner, als dieser inne hielt.

„Die Fremde, sie kommt offenbar aus den Provinzen, wünscht Näheres über das Ableben des Fürsten zu hören. Uns ist es aber verboten, über das Ereigniß überhaupt zu sprechen. Der Chef wünscht, daß die Sache so bald wie möglich vergessen wird. Nun läßt sich aber die Frau nicht abweisen. Sie verlangt Aufschluß über die Zeitungsnachrichten, die bis über die Grenzen Rußlands hinaus gedrungen sind. Ableugnen können wir doch nicht, was vorgefallen ist, sprechen dürfen wir nicht, — — Sie begreifen, meine Gnädige, daß wir da nicht recht wissen, was wir thun sollen? Ich habe mir nun erlaubt, zu Ihnen zu kommen."

„Führen Sie die Dame sofort zu mir! Gewiß, sie soll Alles erfahren, was sie zu wissen wünscht."

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein! Vielleicht ist die Dame auch nicht einmal eine Kaufmannsfrau, sondern aus niedrigem Adel. Und man kann immer nicht wissen, in welchen Beziehungen sie zu dem Heimgegangenen stand."

„Gehen Sie, gehen Sie!"

Der Kellner zog sich zurück. Sofia Andrejewna ordnete rasch ihr Haar, dann eilte sie auf den Corridor, um der Fremden entgegenzugehen.

Gewohnt, jene sanfte versöhnende Ruhe nach außen zu zeigen, die es dann noch versteht, dem Leidenden Trost und Muth zuzuhauchen, selbst wenn ihr das eigene Herz verzweifeln will, so steht sie auch jetzt da und blickt den Corridor entlang. Nur haben sich die feinen Linien in ihrem Angesicht vertieft, in der Ruhe ihres Wesens liegt etwas Erstorbenes. An ihrer Haltung sieht man es, daß das nicht mehr die Petuschkiwna von Slekof, sondern die verlassene Braut vom Hotel Bristol ist.

Und dort unten, dicht am Treppenhaus taucht nun eine Frauengestalt auf, deren äußere Umrisse schon so lebhaft an Stepan Wassilitsch erinnern, daß Sofia Andrejewna um einen Ton blässer wird und die Hand aufs Herz preßt.

Es ist begreiflich, daß die Angestellten des Hotels nicht recht wissen, ob diese Frau eine Bäuerin oder eine Kaufmannsfrau ist. Auf ihrem schneeweißen Haar trägt sie einen rauhen Filzhut, der mit einer dunklen Bandschleife geschmückt ist. Das Gesicht ist bis zur Hälfte mit einem schwarzen Schleier bedeckt, der zugleich die Aufgabe hat, den Hut auf dem Kopfe festzuhalten. Sie trägt ein einfaches Kleid aus dunklem Wollenstoff. Ein selbstgehäkeltes Spitzentuch, das gegen Wind und Wetter schirmen soll, ist um Brust und Schultern geschlungen. In der Hand trägt sie einen Stock, wie ihn die Verschickten bei dem Antritt ihrer schrecklichen Reise über die Schneefelder Sibiriens haben.

Diese Frau entdeckt jetzt Sofia Andrejewna, bleibt überrascht einen Augenblick stehen und kommt dann rasch näher. Es liegt etwas Naudes und Hartes in ihren Bewegungen. Das bleiche welke Gesicht ist mit roth unterlaufenen Flecken bedeckt. Wie viel Hartes, Herbes und Verstörtes liegt nicht in diesem Frauenangesicht. Und doch ist diese Gestalt nicht gebeugt; wie eine ruhelose Streiterin mit einem grausamen Geschick, die unbesiegbar erscheint, kommt sie heran. Ein weiblicher Soldat gegen Elend und Noth, gegen Sturm und Wetter, ein Soldat, der des Morgens sich erhebt, um den Kampf zu beginnen, einen Kampf, der nicht ruht und rastet, bis das Haupt zum Schlummer niedersinkt. Sie steht jetzt vor der Petuschkiwna als eine Vertreterin jener großen und tapferen Armee, bei der es keine Invaliden giebt, die, jeden Tag besiegt, immer wieder den Kampf von Neuem aufnimmt und streitet bis zum letzten Athemzug.

In der Jugend und im Alter sind sich die Geschwister am ähnlichsten, und für Sofia Andrejewna giebt es keinen Zweifel mehr, daß diese Frau die Schwester des Fürsten Maria Feodorowna Matscherskoff ist.

„Ich bin die Petuschkiwna", begann diese und reichte der Frau die Hand, „ich täusche mich nicht, Sie sind die Gräfin Matscherskoff, Maria Feodorowna?"

Die Züge der Angeredeten belebten sich nicht, vielleicht weil sie es nicht mehr konnten, zu viel Erstorbenes und Erstarrtes lag darin, aber in ihren kleinen schwarzen Augen zeigte sich ein dunkler Glanz. Wie eine weiße Taube nahm sie die dargereichte Hand der Sofia Andrejewna in die ihrige und blickte ihr unverwandt ins Angesicht, in die Augen.

„Es giebt nur zwei Menschen in dieser Welt, für die ich bete, das sind Sie und Michael, mein Sohn. Aber haben Sie es vergessen, meine liebe Sonja Petuschkiwna, daß mein Mann mir und meinem Sohn einen anderen Namen gab? — Dieser Name ist mir heilig. Ich bin die Wittwe Jasmorin. Und darf ich Sie bitten, mir diesen Namen zu lassen? Auch in Petersburg bleibe ich das, was ich in Tobolsk war."

„Kommen Sie in mein Stübchen, Mütterchen Jasmorin", bat die Petuschkiwna, und das war Alles, was sie zu sagen wußte in diesem Augenblick. Sie schien überwältigt zu sein von dem Anblick einer Frau, die einst als Fürstin geboren wurde, um als die Wittwe eines Sträflings zu enden.

Sie trat der Petuschkiwna voran in das bescheidene Zimmer und setzte sich dort sofort auf einen Stuhl. Ihre kleinen dunklen Augen, die denen des Stepan Wassilitsch so außerordentlich ähnlich waren, schweiften durch das Zimmer, als suchten sie nach Jemandem.

Sofia Andrejewna zog die Klingel, um Thee und Gebäck kommen zu lassen, dann setzte sie sich an die Seite der Zurückgekommenen.

„Ich habe eine sehr glückliche Reise gehabt, meine liebe Sofia Andrejewna; der Weg nach Sibirien ist ein fürchterlicher, der Weg zurück ist sehr leicht. Ich bringe noch Geld mit, nicht die Hälfte von dem, was Sie mir geschickt, habe ich aufgebraucht. Aber wie kam das, daß Michael mir Geld schickte, und auch Sie, meine einzige Sonja Petuschkiwna? Kam nicht das ganze Geld von Ihnen?"

Nichts war für die von Noth und tausend Sorgen gedrückte Frau bezeichnender, als daß sie die Geldfrage zuerst erörtert sehen wollte. Aus diesem Verlangen klang für die Petuschkiwna das Lied einer trostlosen Vergangenheit heraus, das sie auf das Tiefste ergriff. Und doch dachte die arme

SLUB
Wir führen Wissen.